Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Das Wunder des heiligen Veronius [Schluss]
Autor: Dietler-Jaeger, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575292

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Die hat sich nicht geirrt in mir, die Vre," antwortete der Meister ruhig, nahm das Maß zu Ende und streckte die Hände nach dem Kinde aus. „Komm, Vreneli!" Er ergriff das Zögernde und zog es fort aus der Totenkammer.

„Da hast du's," rief er seiner Frau entgegen, „das Vreneli ..." Ein Ruck ging durch das Herz der Kathrin. Die Eifersucht riß ihr am Herzen; aber die Liebe wollte auch darin aufgehen. Heftig nahm sie das Waislein an sich und bettete es ein in ihr üppiges Fleisch.

Das Kind ließ nach mit Weinen und drückte sich fest an die Kathrin. Die hielt ganz still vor Glück, wurde weich und sanft und tat mit dem Kinde, daß darüber dem Schreiner die Augen naß wurden: Seine Kathrin, seine wilde Kathrin! Heute wuchs sie ihm zum zweiten Male ans Herz, heute, nach dem ersten Male, damals, als er um sie gefreit hatte ...

Bis spät in die Nacht flog sein Hobel über weiße Bretter. Bis früh in den Morgen sägte er und klopfte er und fügte Stück zu Stück. Daß das tote Elend gut schlafen möchte, legte er von den Hobelspänen die frischesten in sein Werk, drückte sie zurecht, sodaß ein bequemes Lager entstand. Er paßte den Deckel auf und schnitt das Viereck heraus. „Eigentlich ist das Glaserarbeit," sprach er in Handwerkerstolz, setzte dann aber doch das Fensterlein ein, durch das das letzte Erdenlicht ins tote Antlitz fallen konnte. Dann schulterte er den Sarg, trug ihn hinaus in die Nacht und hinauf, wo oben im fünften Stock die Vre lag. Mit sanften Händen bettete er sie ein. Ein dankbarer Blick streifte ihren erkalteten Schoß. „Daraus ist uns das Beste gewachsen, der Kathrin und mir, das Kind zum Liebhaben," dachte er. Er schloß den Sargdeckel und ging hinaus ins Frühlicht, so jung, so reich, als lägen, statt der fünfzig, ihm dreißig Jährlein auf dem Rücken. Das Schild der Lilienbart glänzte im Morgenschein, himmelblau der Untergrund und glutrot die Rosen im grünen Gerank. Lustig summte er vor sich hin: „Lilienbart, Lilienbart! Mach mir eine Wiege, bau mir zur Himmelfahrt eine Stiege!"

Das Wunder des heiligen Veronius.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte aus Brabant, nach dem Leben geschildert von F. Dietler-Jaeger, Tweebeek.

(Schluß).

Das Fest von Ecaussines, das Fest der Heiratslustigen! In Ecaussines soll die Ueberzahl der Mädchen besonders groß und die Lust, Ste. Cathérine's graziöse Coiffure anzunehmen, besonders klein sein. Aber die Mädchen sind praktisch veranlagt hierzulande. Sie setzen sich nicht hin und klagen: „Je voudrais bien me marier, mais il me manque le fréquenté!" — sie kämpfen mit Umsicht und Energie gegen das drohende Schicksal des Altjungferntums. Von alters her geben die heiratslustigen Schönen jeden Sommer ein Fest mit Waldspaziergang und Festzug, mit Picknick und Tanz und laden dazu alle heiratsfähigen Männer der Gegend ein. Diese werden dafür aufgefordert, sich unter den Gastgeberinnen womöglich eine Gattin auszuwählen.

So sind an diesem Sonntag auch von Tweebeek die meisten Einwohner nach Ecaussines gefahren, teils als Neugierige, teils als Eingeladene. In den engen Gassen, in denen die Julihitze brütet, treiben sich nur wenige Kinder herum. Auf der Mauer der Brücke, die über die Senne führt, liegen einige Fabrikarbeiter, die Sonntagsdienst haben, lang ausgestreckt und verschlafen ihre Mittagspause. Auf den Türschwellen sitzen barfüßige Weiber, die schlafenden Kleinsten auf den Knieen. In kleinen Gruppen hocken alte Männer beisammen. Die Füße halb aus den schweren sabots gezogen, sitzen sie auf ihren Fersen und beschwatzen und bespötteln die Tagesereignisse: daß die Hélène einen merkwürdigen Hut anhatte und die Marie einen Rock mit Falten und daß die Berthe endlich anfing, weniger dürr zu sein, das arme Gerippe ...

„Dafür wird die Amélie magerer."

„Der Jean-Pierre wird ihr Kummer machen."

„Dummes Zeug!"

„Sie sind nicht mehr so viel beisammen."

„Wird eine Laune sein. Wenigstens geht er mit keiner andern."

„Wahr! Und sie ist beständig bei den alten Leroux."

„Das gibt mal eine Hochzeit!"

„Mit dem Marcel sieht man ihn auch nicht mehr."

„Sie sollen Streit gehabt haben!"

„Bewahre! Aber der Marcel weicht ihm aus."

Unterdessen schritt Jean-Pierre allein durch die Felder und fragte sich, warum er die Amélie früher so hübsch gefunden. Eigentlich war sie doch recht klein und unbedeutend, und ihr Lachen und Spötteln ärgerte ihn — und überhaupt! Die Mädchen waren alle langweilig und dumm, und er mochte keine, er mochte nicht heiraten — nein, wahrhaftig!

Da stand er vor dem Sintwaler Hof.

Wie eine Festung erhob sich dieser auf einem kleinen abgeflachten Hügel. In weitem Bogen führte die Straße auf das breite überdachte Hoftor zu. Links davon erhob sich das Wohnhaus, schmal und hoch, mit spitzem Giebel, weiß getüncht bis an das graue verwitterte Dach. An den Fenstern leuchteten brennend rote Geranien hinter weißen glatten Gardinen. An das Wohnhaus schlossen sich, im Viereck um den großen Hof herum gebaut, die Ställe, Scheunen und Wirtschaftsgebäude, niedrig und langgestreckt, Fenster und Türen nach der Hofseite, sodaß man von außen nur weiße Mauern mit regelmäßigen Luken, die Schießscharten glichen, sah.

Das große Hoftor stand offen. In dem wohlaufgeräumten Hof war nichts Lebendes zu sehen als einige Hühner und Enten und der große Hofhund, der an der Kette zu schlafen schien. Doch als Jean-Pierre ein kleines Lamm, das sich vor dem Tor sonnte, streichelte, fuhr er mit wütendem Gebell auf. Trotzdem zeigte sich niemand. Jean-Pierre wußte, daß der Bauer in der Stadt war, und daß Mägde und Knechte nach Ecaussines gefahren sein würden, hätte er gewußt, auch wenn er sie nicht am Morgen vollzählig begegnet hätte.

Während Pierre noch am Hoftor lehnte, wurde die Tür vom Wohnhaus geöffnet, und Antje trat heraus. Er sah reglos zu, wie sie zwei mächtige Kessel am Pumpbrunnen hinten im Hof füllte. Die Aermel hatte sie zurückgestreift; er sah die vollen kräftigen Arme, wie sich in der Anstrengung des Pumpens die Muskeln spannten, doch die Gestalt bog sich kaum dabei. Dann hängte sie die Kessel an eine Art Joch, das sie über die Schulter legte, und hochaufgerichtet, mit gleichmäßigen Schritten, kam sie über den gepflasterten Hof zurück. Erst bei der Tür bemerkte sie Jean-Pierre. Sie stellte die Eimer ab und fuhr mit der Hand über das blonde Haar, ohne zu grüßen. Da kam er näher und streckte die Hand aus.

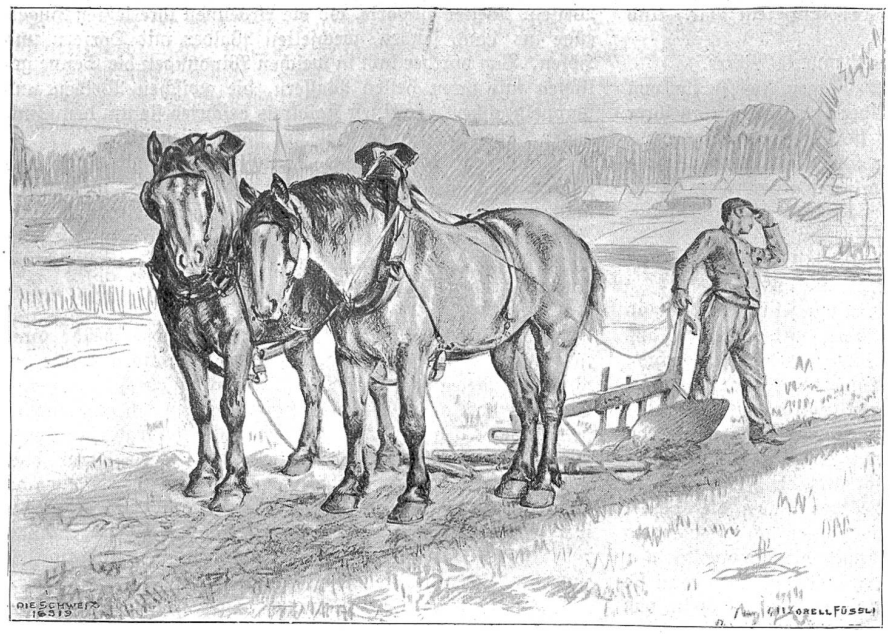
„So geht das nicht weiter, Jean-Pierre!" sagte Antje ruhig und bestimmt.

„Nein, so geht das nicht weiter!" wiederholte Jean-Pierre ihre Worte.

„So geh und laß mich!"

Luigi Rossi, Lugano-Mailand.

Lesendes Mädchen.
Phot. E. Sommariva Mailand.



Edwin Ganz, Zürich-Brüssel. **Auf dem Felde.** Motiv aus Belgien.

„Du schickst mich fort?"

„Ja!"

„Aber ich lasse mich nicht fortschicken!" trotzte er.

„Du mußt!"

„Gut! Dann will ich dir vorher noch etwas sagen!"

„Was denn?"

„Nicht so! So geht das nicht! Komm herein, oder besser, komm ins Freie!"

„Nein, laß mich!"

„Antje, du mußt!"

„Nein, sag ich!"

„Antje, ich bitte dich, sieh ..."

„So komm zur ‚Alten Mauer'!" sagte Antje plötzlich. Ihrem Wesen war eigentlich alles lieber als dies ewige Ausweichen. Sie ließ die Eimer stehen, zog die Füße aus den Sabots und schlüpfte in die ledernen Halbschuhe, die unter der Türe standen. Dann schloß sie die Türen, und die beiden gingen durch die duftenden Kleefelder und leuchtend grünen Wiesen über schmale gewundene Fußwege, bis sie zu den rauchgeschwärzten Mauern des einstigen Lerouxschen Hofes kamen. An die Mauer gelehnt, fragte Antje:

„Was nun?"

„Antje," fragte Pierre zögernd dagegen, „was soll denn nun werden?"

„Werden?" wiederholte Antje hart. „Nichts! Du sollst deiner Wege gehen und mich in Ruhe lassen!"

„Ich kann nicht, nicht mehr. Du weißt das!"

„Jean-Pierre, höre! Es kann nichts daraus werden, nie! Mein Vater haßt euch alle, dich am meisten!"

„Die Kermeß?"

„Das auch."

„Er wird es nach und nach vergessen."

„Mein Vater vergißt nichts. Und was du an der Kermeß getan — o, nicht der Stich mit dem Messer, aber das andere — Nein, vergessen tut er eine Beleidigung nimmer!"

„Das ist unmenschlich!" fuhr Jean-Pierre auf.

„Aber es ist so. Wir Vlämen sind alle so. Wir vergessen nicht. Wir sind alle böse."

„Antje, du ..."

„Ja, ich auch, gerade ich. Wenn mich einer beleidigt, so muß ich mich rächen, und sei es nach Jahren!"

„An mir auch?"

„An dir? An dir? Nein, ich habe nichts vergessen! Und doch! Als du mich vor allen Leuten küßtest, hätte ich dich töten mögen. Und jetzt... und jetzt..."

In hilflosem Erstaunen sah sie auf. Da faßte sie Jean-Pierre, und zum zweiten Mal drückte er einen Kuß auf ihre Lippen. Und plötzlich schlang sie ihre Arme um ihn, und sie küßten sich heiß und lange. Dann riß Antje sich los und warf sich in das hohe Gras. Und jetzt wiederholte sie seine Frage: „Pierre, was soll daraus werden?"

„Ach, nun werd ich mit deinem Vater wohl fertig!"

„Nein; denn da ist noch weit mehr. Du bist Wallone, die haßt er, die Unruhigen, die Dränger, die uns verachten, sagt er. Und dann — du bist ein Leroux!"

„Ich weiß, ich weiß; dann warten wir!"

„Auf was? Bis er andern Sinnes wird? Vergebenes Warten! Bis ich mündig bin? Drei Jahre, Pierre? Und dann gegen den Willen der Eltern?"

„Dann sollen sie uns enterben! Wir brauchen nur uns!"

Aber Antje schüttelte nur traurig den Kopf. Sie konnte sich nicht anders vorstellen als auf dem großen Gute waltend und wirtschaftend, auf dem sie schon als Kind befohlen und von

Edwin Ganz, Zürich-Brüssel. **Belgische Bauern.**

dem sie seit ihrem vierzehnten Jahre die Herrin war. Und dann, ihr Vater ...

„Du liebst mich gar nicht, Antje!“ murrte Pierre.

Da fuhr sie auf. Ohne ein Wort zu sagen, stieß sie ihn von sich und wandte sich zum Gehen. Aber er war schon an ihrer Seite und bat und schmeichelte, bis sie ihn wieder küßte.

„Herrgott,“ brach er plötzlich los, während sie dem Hofe zuschritten, „ich nehme dich einfach fort, wir gehen übers Meer. Morgen, übermorgen!“

Da blieb Antje stehen und sah sich um.

„Das kannst du nicht, Piet,“ sagte sie. „Und ich auch nicht.“

Seine Blicke folgten den ihren.

Gerade vor ihnen, trotzig und stark wie sein Besitzer, stand der Hof. Gegen Westen zogen sich smaragdgrüne Wiesen, aus denen goldgelbe Ranunkeln und dunkelroter Klee in dichten Büschen leuchteten. Nur wenige Bauernhöfe waren darauf verstreut. Aber hohe Pappeln, deren Blätter auf schwanken Stielen im Südwind zitterten, gedrungene Weidenstämme von phantastischem Aussehen, dunkelgrün leuchtende Weißdornhecken umgrenzten die Wiesen und säumten die Feldwege. In ihrem Schatten ruhten die buntscheckigen Kühe, die Schafe und die starken Rosse. Gegen Süden dehnten sich schier endlos die Kornfelder. Der Wind bog und drückte die schweren Halme, und die Sonne warf ihren Glanz darüber hin, und wenn sie sich aufrichteten, gab ihnen ihr Licht einen weißen Schein, daß ihr Wogen und Wallen aussah wie das Spiel schaumgekrönter Wellen. Weiter ostwärts, wo die Ardennen ihre letzten Hügelzüge ins Land senden, wechselten Wälder mit Dörfern und Höfen. Von dorther kam in weichen Windungen die Senne geflossen mit ihren hellen Wassern, die zwischen Weiden und Pappeln glitzerten. Einen Halbkreis beschrieb sie um den Sintwaler Hügel, leise rauschte sie im Vorbeifließen ...

Und Jean-Pierre stand Hand in Hand mit Antje und schaute die eigentümliche Schönheit des Landes und wußte nicht, was ihn fesselte. Doch er wußte, daß weder er noch Antje ein Glück in der Fremde finden würden. Antje aber ließ seine Hand los. „Geh, Pierre,“ sagte sie weich, „es muß sich ein Ausweg finden!“

* * *

Aber es fand sich kein Ausweg. Das hohe weiche Gras fiel unter der Sense, das goldig gewordene Korn wurde geschnitten; wieder zogen die Pferde den Pflug durch das lehmige Erdreich; statt dem Meer von Halmen schien sich eine endlose gelbe Wüste gegen Süden zu ziehen. Bald fegte der Nordwind über die Felder, und dann fielen die weißen Flocken, dicht und weich, und wenn jetzt die Sonne schien, mußte man die Augen schließen vor all dem Glanz, den sie auf der weiten weißen Ebene weckte. Aber es hatte sich kein Ausweg gefunden.

Antjes Stolz litt unter den heimlichen Zusammenkünften, und ihre Liebe litt, wenn sie Jean-Pierre nicht sah.

„Ich halte es nicht mehr aus,“ sagte sie eines Abends — es war im Januar — als sie Jean-Pierre traf. „Diese Woche rede ich mit meinem Vater. Er muß sich überreden lassen. Am Montag komm, dann sag ich dir Bescheid; dann ist es entweder — oder!“

Allein sie schob das Geständnis immer wieder auf. Sie ging am Sonntag früh nach Tweebeek in die Messe, um sich Mut zu holen; sie fand keinen. Nachmittags erklärte ihr Vater, nach Brüssel zu fahren und erst nachts zurück zu sein — „Du brauchst nicht aufzubleiben,“ fügte er bei. Da nahm sich Antje zusammen. Nun mußte es sein, jetzt sogleich, wenn sie sich nicht morgen vor Jean-Pierre schämen wollte.

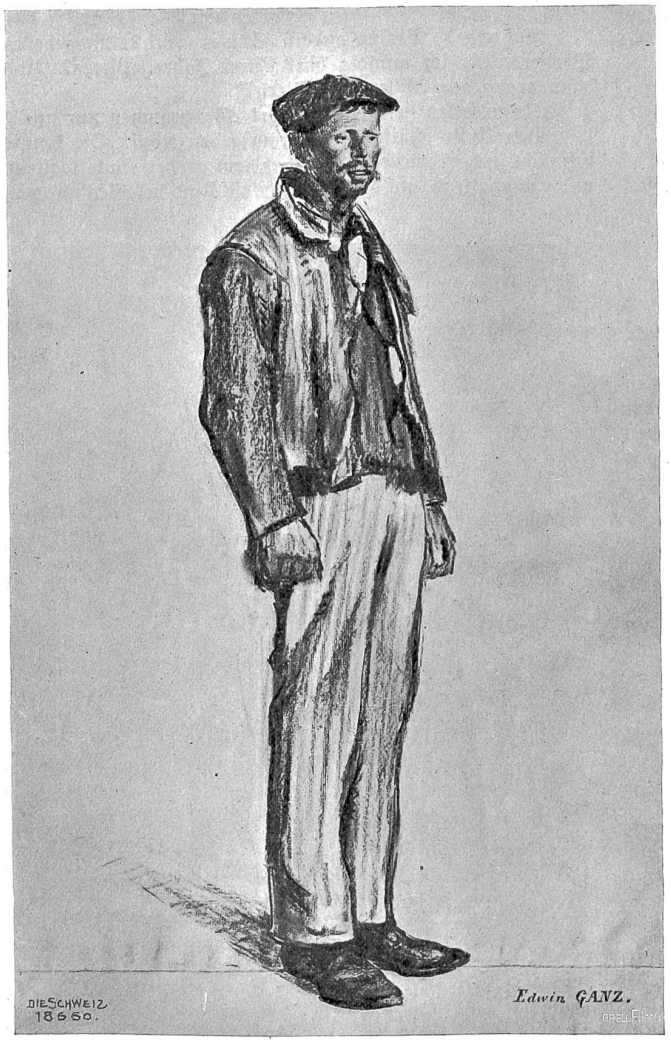
Langsam, zögernd, Wort für Wort erwägend, sprach sie davon, Jean-Pierre Leroux heiraten zu wollen. Sie wagte nicht aufzusehen und erwartete jeden Augenblick den jähzornigen Mann in Wut ausbrechen zu sehen. Nichts dergleichen geschah. Da blickte sie nach ihrem Vater. Er sah finster in eine Ecke und schwieg. Da legte sich Antje aufs Bitten, zum ersten Mal in ihrem Leben. Ihre Worte baten, ihre Stimme bat, ihre Augen und ihr ganzes Wesen bat — es zerschellte alles an einem ruhig-harten Nein! Sie erklärte, sie drohte — es blieb dasselbe Nein! Auf alles war sie gefaßt gewesen, nur nicht auf diese feste Ruhe. Kein Ausbruch des Zornes hätte sie entmutigt. Halb unbewußt hatte sie fast damit gerechnet, ihr Vater würde ihr durch seine Heftigkeit eine Art Recht geben, ihren Willen gegen den seinen durchzusetzen. Gegen dieses unerwartet ruhige Nein versagten ihre Waffen.

„Ich zwinge dich zu keinem,“ sagte Vandenelde ruhig. „Du bist meine Tochter! Du sollst noch unter vielen wählen können, und ich will keinem rechten Burschen entgegen sein. Aber komm mir mit keinem Wallonen und schweig mir von diesem ... diesem...“

Er brach ab, als er Antjes flammende Augen sah, griff nach Hut und Schlüssel und wandte sich nach der Tür.

„Dafür, daß du mir keine Dummheiten machst, dafür kenn ich dich, dafür bist du meine Tochter!“ sagte er noch im Gehen.

Antje hörte seine Schritte auf dem gefrorenen Schnee. Sie lauschte mit angehaltenem Atem, ob er nicht umkehren und ein Wort der Hoffnung lassen würde. Unsinniger Gedanke! Es war zu Ende, für immer, sie wußte



Edwin Ganz, Zürich-Brüssel. **Brabanter Typen:** „Lange Tist“.

es. Da warf sie sich vor dem Muttergottesbild auf die Knie; doch sie konnte nicht beten. Es half ja doch nichts. Die Mutter Gottes und ihr Kind lächelten immer gleich unirdisch. Sie hörten wohl nicht. Auch die heilige Magdalena in Tweebeek hatte sie nicht gehört. Gab es denn keine barmherzigern Heiligen? Es waren ihrer doch so viele! Hatte keiner ein Herz für ein verzweifeltes Mädchen? Auch St. Veron nicht? St. Veron? War heute nicht sein Todestag? Da wurde seine Reliquie in feierlicher Prozession durch die Kirche von Lembeek getragen, dreimal, langsam und schweigend. Und wem es gelang, die Reliquie zu küssen und eine Weile mitzutragen, dem wurde ein Wunsch erfüllt durch die Fürbitte des Heiligen.

Antje sprang auf. Hastig riß sie ein Tuch von der Wand und schlang es um die Schultern; mit fiebernden Händen zog sie feste Schuhe an; dann schlüpfte sie hinaus. St. Veron mußte helfen! Die Leute würden sie mit dem Vater in der Stadt glauben; sie konnte mit ihrem Schlüssel unbemerkt zurückkommen. Zwar war es dunkel und der Weg weit und einsam — aber es war ihre einzige Hoffnung. Wie mühsam man vorwärts kam! Wenn sie nur nicht zu spät war ...

Freilich war es sehr spät, als sie in die Kirche trat; aber die Prozession hatte sich wie gewöhnlich auch verspätet. Doch nun sah sie erst, wie schwer sich ihr Wunsch erfüllen ließ. Dichtgedrängt standen die Leute in der Kirche. Wo die Prozession vorbei kam, waren immer zwanzig Hände bereit, die kostbare Bürde zu tragen, sobald einer der Männer ein Zeichen der Ermüdung gab. Einmal sah sie, wie ein regelrechter Kampf um einen freigewordenen Platz entstand. Und sie, ein Mädchen!

Sie sah nach dem Altar, wo das Bild St. Verons hing, wie er, auf dem Lembeeker Hof als Knecht dienend, Wasser aus der vertrockneten Erde betete.

„Sinte Frune, sei mir gnädig, mach, daß ich Jean-Pierre heiraten kann! Sinte Frune, gib mir ein Zeichen!"

Aber St. Veron blickte unbeweglich zur Erde.

„Du mußt helfen, Sinte Frune, du mußt! Ich will nicht leben ohne Pierre, nein, ich will nicht; hast du gehört?"

Immer herrischer, ungestümer kamen die Worte von den Lippen des Mädchens, ungeduldig stampfte der Fuß auf den Steinfliesen.

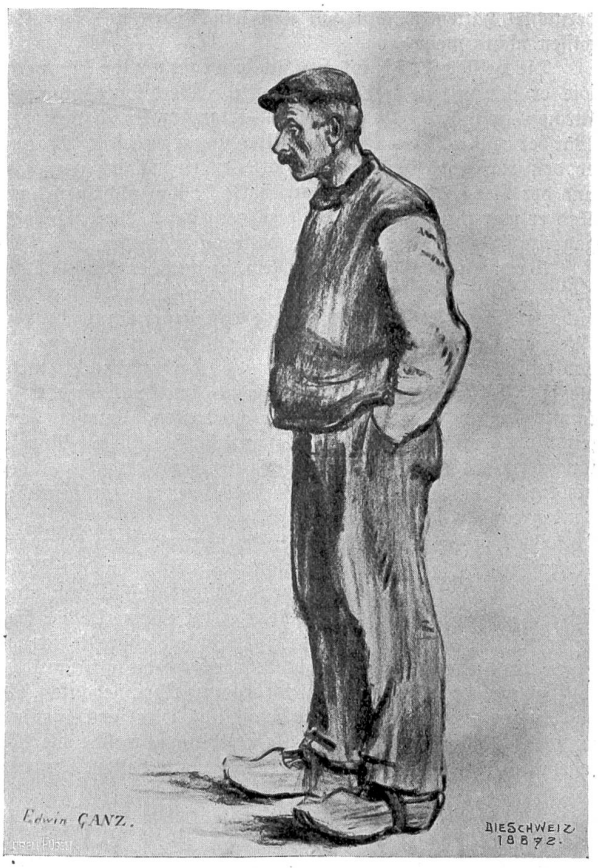
„Denn wenn du nicht hilfst — o dann ..." Und mit einem Male erstickte der Trotz in einem Beben, und weich und demütig betete die stolze Antje um ihre Liebe. Und als sie den Kopf hob, nickte ihr nicht der Heilige zu? Ein heißes Gefühl der Freude stieg in ihr auf. Wenn sie jetzt die Reliquie berühren könnte...

Sachte schob sie sich vor. Lange mußte sie warten; aber einmal geschah es doch, daß ein Träger gerade vor ihr den Arm sinken ließ. Hastig griff sie ein; mit bebenden Lippen drückte sie einen Kuß auf die Reliquie, dann wurde sie beiseitegeschoben.

Eisig kalt schlug ihr der Nordwind entgegen, als sie die Kirche verließ; der Himmel war verhängt mit schweren Wolken. Doch Antje, die auch sonst keine Furcht kannte, achtete jetzt kaum der Kälte und Dunkelheit, trug sie doch eine neue Hoffnung mit sich.

* * *

Jean-Pierre hatte es an diesem Sonntag nicht zu Hause gelitten. Seit dem frühen Morgen war er wie unsinnig durch die schneebedeckten Wiesen und Aecker gelaufen, hin und her, ziellos, planlos, nur um seine Unruhe zu betäuben. Gegen Abend erst kam er, müde und abgespannt, nach Tweebeek zurück. Am Bahnhof sah er Vandenelde in den Zug nach Brüssel steigen. Also war Antje allein. Warum bis morgen warten, wenn er heute mit ihr sprechen konnte? Er hielt diese Unruhe nicht mehr aus. Aber als er, atemlos vor Eile, in Sintwal anklopfte, erhielt er den Bescheid, der Bauer und Antje seien in die Stadt gefahren. Was sollte das bedeuten? Wo war Antje? Pierre wußte nur eine Erklärung: sie hatte mit ihrem Vater gesprochen, die Sache nicht so hoffnungslos gefunden, wie sie gedacht, und sie hatte ihm dies heute noch



Edwin Ganz, Zürich-Brüssel. **Brabanter Typen:** „De Zaterik".

sagen wollen. Nun wartete sie wohl in Tweebeek, ob sie ihn nicht zufällig traf. Aber wenn er dahin zurückkehrte, konnte er sie verfehlen, falls sie den Fußweg nahm. Sehen wollte er sie aber nun um jeden Preis. Sie konnte auch nicht mehr lange ausbleiben; er mußte eben hier auf dem Stückchen Weg warten, bevor sich der Fußweg abgezweigt. Hastig, aufgeregt lief er hin und wieder, unzählige Male. Antje kam nicht. Die Wolken jagten sich am Himmel, zeitweise war es ganz finster, manchmal warf das Mondlicht einen blassen Schein über die Ebene. Allmählich wich die Erregung Jean-Pierres der Ermüdung. Er fing an zu spüren, daß er den ganzen Tag herumgerast war. Wahrhaftig, nun er daran dachte, schien es ihm, als könne er sich kaum mehr auf den Füßen halten.

Nur wenige Schritte von der Straße stand die Ruine des einstmaligen Hofes der Leroux. Drei Wege kamen hier zusammen, der eine von Lembeek, die beiden andern von Tweebeek her. Wenn er sich dort auf den Steinhaufen an der Nordseite setzte, konnte er die beiden letztern auch im Dunkeln überwachen.

Es war zwar grimmig kalt, wenn man sich nicht bewegte. Aber Antje mußte ja jetzt kommen, und er mochte wahrhaftig nicht mehr laufen.

Und wenn er sich in seiner Annahme geirrt, wenn alles zu Ende? Wie konnte er ohne Antje leben? Ihn, dem als echtem Wallonen nichts lächerlicher erschienen war als Sentimentalität und übertriebene Gefühle, nichts komischer, als was gegen die althergebrachten Regeln ging, ihn hatte es zuerst gewundert und dann erbittert, als er seine Gedanken nicht mehr von dem selbstbewußten trotzigen Mädchen hatte abwenden können. Nun fragte er längst nicht mehr. Er wußte, daß sein Glück von ihr abhing. Und wenn nun alles zu Ende? Dann mochten ihm die Heiligen gnädig sein, ihm und denen, die sein Glück

vernichtet hatten. Dann galt ihm sein Leben und sein Gewissen nichts mehr.

Die Heiligen? Die würden sich so wenig um ihn kümmern, wie er sich um sie gekümmert hatte. Aber Antje ging zur Kirche — wie lange sie ausblieb! — manchmal nach Lembeek. War der heilige Veron nicht ein Rittersmann gewesen? Warum er den Kaiserhof verlassen? Hatte er ein Mädchen geliebt und der Vater, der Kaiser war, hatte sie ihm nicht gewährt? Und er war fortgezogen, um sie zu vergessen? Ach, man vergaß ein Mädchen, das man lieb hatte, nicht wieder.

Waren das nicht Schritte? Nein, es war der Wind! Oder doch? „Antje!" rief Jean-Pierre halblaut. Er spähte und lauschte. Wenn sie jetzt kam, dann war sie sein, sein für immer. Alles andere versank, schwand in ein Nichts zusammen. Es gab keine Schwierigkeiten mehr, es gab überhaupt nichts mehr als sie. Da kam sie gegangen, er sah es im Dunkeln; aber er konnte nur noch den Arm nach ihr ausstrecken. Langsam sank sein Kopf gegen die Mauer, langsam schlossen sich die Augen, langsam fiel sein Arm zurück und blieb auf dem Rand der niedrigen Mauer liegen. Langsam schliefen die müden Gedanken ein.

Von der entgegengesetzten Seite aber war sie gekommen, die er gerufen, mühsam, Schritt für Schritt gegen den Wind kämpfend, Schritt für Schritt suchend, tastend. Ihr Atem ging schwer, und ihre Glieder waren wie Blei. Sie bemerkte das Gemäuer erst, als sie sich daran stieß. Erleichtert lehnte sie sich dagegen, um Atem zu schöpfen, doch nun versagten die kalten müden Glieder, sie glitt zu Boden. Sogleich begannen ihre Gedanken, die das Suchen des Weges bis dahin beschäftigt, wirr durcheinander zu fluten. Aber es blieb eine Ueberzeugung, welche die sich jagenden Bilder beherrschte: St. Veron wollte helfen. Es war dunkel in ihr und um sie; es mußte wieder hell werden. Tauchte da vorn nicht schon ein freundlicher Schein auf? Immer größer, immer heller wurde er. Antje starrte träumend darauf hin. Er glänzte und leuchtete. Wie ein Heiligenschein. St. Verons Heiligenschein? Oder seine Rüstung? Ja, es war St. Veron, sie sah es jetzt. Aber er trug keine Rüstung, auch das Knechtsgewand war es nicht, das er auf dem Altarbilde hatte. Sie konnte seine Gestalt nicht unterscheiden. Aber der Glanz ringsum, der ging von ihm aus und wurde immer mächtiger und blendender, daß Antje die Augen schließen mußte. Aber sie wußte, sie fühlte, daß er ihr den Geliebten zuführte. Sie wollte seinen Namen rufen; die Stimme versagte. Sie streckte die Hand aus, ins Leere, dann tastete sie der Mauer entlang. Ja, da war seine Hand. Fest legte sie ihre Finger darüber. Nun mochte er für sie sorgen, sie war so müde ... Nun konnte sie ruhen, ruhen ...

Der Mond, der die Wolkenschleier zerrissen und den Glanz auf die weite Ebene gezaubert, lächelte mild auf zwei schlafende Menschenkinder, deren Hände aufeinander lagen und die sich an dieselbe Mauer lehnten. Heller und heller ward sein Licht. Und durch die weiße Winternacht schritt der Heilige, dessen Kommen Antje gefühlt. Aber es war nicht St. Veron, sondern einer, der größer war als er. Es war der größte Heilige dieser Welt, und in Ehrfurcht hielt die Natur ihren Atem an, als sie ihn nahen sah. Und jedes lebende Wesen, das er in dieser Stunde auf der weiten Ebene traf, war ihm geweiht... Lautlos, langsam schritt er über die glitzernden Felder, und im Vorbeigehen beugte er sich über zwei ruhende Menschenkinder und drückte auf ihre Stirn den erlösenden Kuß, der sie auf immer vereinte.

Ans Vaterland

Ernst ist die Zeit, o teures Vaterland,
Da du, auf Gottes schöner Erdenwelt
Ein Freiheitsgarten, wild von Krieg umbrandet,
Wo um dich her die Riesenheere toben
Und Völker blutend um der Schlachten Sieg
Und der Geschichte große Taten ringen.
Zu Wehr und Waffen hast du uns ermahnt,
Ein kleines Volk der Freiheit und des Friedens,
Das durch Jahrhunderte entschwundner Zeit
In stiller Eintracht seine Rechte schützte,
Das segenreich durch Bildung und durch Fleiß,
Der Kunst und Ordnung treffliche Gesetze,
Mit Kränzen sich und Würden hoch geschmückt.
Nun rufst du uns. Aus nah und ferne ziehn
Um deine Banner deiner Söhne Scharen,
Um festzustehn auf treuer Einigkeit
Und starken Wurzeln unerschütterlich.
Ein schrecklich Schicksal wär' für uns der Krieg.
Doch sollt' er uns bedrohn, so zuckt das Schwert
Aus starken Armen alten Heldenbluts,
Und wie dich siegreich unsrer Väter Schild
Geschützt vor fremder Gier und Herrscherei,
So kämpft' auch jetzt ein engversöhntes Volk
Um deines Namens Ehr und Würdigung,
Daß du durch alle Zeiten fort und fort
Auf starken Felsen unzertrümmerlich
Ein freies Volk der freien Berge bleibst.

Joh. Jakob Ehrat, Cornigliano Lig.

Der «alt Schwyzer»

Dem Vatterland en feste Gurt
Macht 's Gotthert-Batallio,
Es hackt und haut in einem furt.
De Winter nächet scho.

Am Tag mit Schufle-n-über Stei
Und z'Nacht im ruche Strau.
„Schick die verrissne Hose hei,
So flickt si der dy Frau!

D'Frau flickt's und schickt's, und fröhli her
Demit chunnt eusere Ma.
„Was lached er? Was lueged er
Myn Hosebode-n-a?"

„Dyn Hosebode, guete Christ,
Dä ist e wahri Pracht!
Wie bi de-n-alte Schwyzere-n-ist
Vu zweierlei Tuech er gmacht."

Das Mannli luegt gar ernsthaft dry
Und lupft sy Haue hoch:
„Hä, wie die alte Schwyzer sy
No hüt, das wämir doch!"

Thekla v. Muralt-Ulrich, Wallisellen.